Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 28

Artikel: Der grosse und der kleine Mann [Fortsetzung]
Autor: Heller, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-754152

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der grosse und der kleine Mann

ROMAN VON ALFRED HELLER

7. Fortsetzung

Copyright 1938 by «Zürcher Illustrierte», Zürich

«Darüber nicht. — Ich kann aber nicht in Abrede stellen, daß Ihre Anwesenheit in mir stets ein gewisses Unruhegefühl auslöst.»

«Ganz gegenseitig, verehrtester Herr Degener, ganz gegenseitig! Und das ist eigentlich tief bedauerlich, weil es nicht so sein müßte. Wie leicht und erfreulich würde sich alles gestalten, wenn wir nicht als Feinde gegenüberstehen, sondern als Verbündete zusammenarbeiten würden! Sie wissen, es liegt nicht an mir, daß es leider nicht so ist.»

«Es liegt weder an Ihnen noch an mir. — Und da es hier auch keine Motorboote gibt, könnten wir darüber wohl zur Tagesordnung übergehen.»

Der Russe verbeugte sich lächelnd. «Sie sind wirklich ein hartnäckiger Kämpfer! Darf ich nur noch eine — außerhalb dieser Tagesordnung liegende — Frage stellen? Wer war die Dame, mit der Sie eben vorhin sprachen?»

«Eine Frau von Rentzin. Warum fragen Sie?»

«Ich muß ihr schon irgendwo begegnet sein.»

«Das ist nicht sehr wahrscheinlich. Die Dame ist Berlinerin.»

«Ah — Sie kommt aus Berlin?»

«Nicht direkt. Sie war jetzt einige Wochen an der Riviera.»

Die leichte Spannung in Kalinins Gesicht löste sich. «Riviera? Oh, dann bin ich bereits im Bilde. Ich glaube, die Dame in Monte gesehen zu haben. Eine sehr hübsche Frau; und anscheinend sehr lebenslustig! Verbindlichsten Dank für Ihre freundliche Auskunft. — Und nun steht unserer Tagesordnung nichts mehr im Wege. Ich bedauere, daß sie uns zwingt, immer wieder die Klingen miteinander zu kreuzen. In diesem Sinne: auf Wiedersehen, Herr Degener!» —

*

Bolquist schnupperte in die feuchte, kühle Luft. «Eigentlich nicht sehr einladend! Daß Sie auch immerzu laufen müssen! Wohin wollen Sie eigentlich?»

Degener nahm ihn beim Arm. «Kommen Sie nur. Man könnte glauben, daß Sie auf einen Weltrekord im Barsitzen trainieren. — Wohin? Das ist doch ganz gleichgültig. Ein bißchen herum.» Aber er schlug doch unwillkürlich die Richtung zu den Tennisplätzen ein. «Also, was haben Sie in Ihrem Köcher? Sie sehen ja so aus, als ob Sie einen großen Treffer gezogen hätten.»

«Habe ich auch. Und wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, dann erzähle ich Ihnen auch, welchen. — Uebrigens steht es in drei Tagen ohnehin in allen Zeitungen. — Also: er läßt sich scheiden!»

«Wer ‚er'?»

«Herr, machen Sie sich über mich lustig, oder leben Sie wirklich dauernd auf dem Mond? — Linström natürlich!»

«Halten Sie das für so begrüßenswert?»

«Wie können Sie fragen! Sie wissen doch selbst, wie die Dinge stehen. Er muß diese Person endlich loswerden! Und nun ist es endlich so weit. — Glauben Sie mir, wenn erst das in Ordnung ist, dann wird er auch in allen übrigen Belangen seine frühere Spannkraft und Entschlußfähigkeit wieder zurückerlangen. Auch für Phoebe wäre es — da spielt sie übrigens!»

Sie stand mit dem Rücken gegen sie und schmetterte eben einen scharf geschnittenen Ball haargenau über die Netzkante; er war unhaltbar. — Und dann, als hätte sie etwas gefühlt, drehte sie sich plötzlich um, winkte mit dem Schläger.

Die beiden Herren grüßten zurück.

Bolquist starrte sie aus verzückten Augen an. «Wenn Sie was von dem Zeug lernen wollen, dann empfehle ich Ihnen, ihr zuzusehen. — Können Sie mir übrigens zufällig sagen, warum sie heute im Rock spielt? Sonst trug sie immer Shorts, sogar neulich, als es fast schneite. — Auch das Lippen-Rouge hat sie seit gestern vergessen . . .» Er warf Degener einen halb fragenden, halb pfiffigen Blick zu, als wäre bei ihm die Lösung zu finden.

Degener wurde ärgerlich. «Soll das etwa eine Frage sein?»

«Aber wie denn! Sie wissen doch, Gösta Bolquist ist nie ernst zu nehmen. Es fiel mir nur so ein. Aber ob es nun auf die oder jene Rechnung geht: jedenfalls steht es ihr eigentlich viel besser. — Haben Sie jetzt diese Backhand gesehen? Einfach fabelhaft! Gialdini ist gegen sie der reinste Stümper, und dabei soll er doch ausgesprochener Klassespieler sein. Ich habe Ihnen den Conte ja schon gestern gezeigt; er spielt jetzt neben ihr. — Die andere Dame drüben ist Miss Mabel Boswell; sie hat vier Schiffskoffer mit und trinkt nur Champagner mit Whisky, halb und halb; daß sie aus U.S.A. ist, braucht wohl nicht weiter erklärt zu werden. — Der vierte ist der junge Van Zeelingen; der väterliche Kakao ist bekanntlich Weltmarke, er selbst dagegen . . .»

«Mein lieber Bolquist! Halten Sie mich meinetwegen für einen ausgemachten Snob mit verkehrtem Vorzeichen, aber hören Sie schon endlich auf! Die Herrschaften interessieren mich wirklich gar nicht, und ich glaube auch kaum, daß ich der Ehre teilhaftig werden dürfte, sie persönlich kennenzulernen. Wenn das Wetter es irgend zuläßt und Herr Kalinin mir keinen Strich durch die Rechnung macht, will ich morgen für zwei Tage in den Rosengarten, ein wenig klettern.»

«Hier sehen Sie die Crème von zwei Erdteilen versammelt, dort steht eine Phoebe Linström, — und Sie reden vom Klettern! Aber man muß Ihrer Narrheit zubilligen, daß sie sich konsequent gebärdet. Kommen Sie, ich habe genug. Gehen wir lieber ins Hotel zurück!»

*

Degener saß mit einer technischen Zeitschrift in einem der Lesezimmer; ab und zu, wenn Türen geöffnet wurden, schwoll der undeutliche Geräuschnebel, auf den der Lärm der Jazzkapelle drüben im Tanzsaal hier abgeschirmt war, plötzlich an.

Bolquist lugte herein, kam auf ihn zu. «Was lesen Sie da?» fragte er mißtrauisch.

Degener hielt ihm das Blatt hin. «Da — ‚Ueber neue Wege in der Verhüttung kupferhältiger Pyrite'. — Sehr bemerkenswert, wenn auch etwas abwegig.»

«Genau das, was auch ich eben sagen wollte: sehr bemerkenswert, wenn auch etwas abwegig! Ich meine allerdings nicht die kupferhältigen Pyrite, sondern Sie. — Weniger abwegig wäre es, wenn Sie sich auch einmal hinüber bemühen wollten. — Fräulein Linström sieht heute noch ‚bemerkenswerter' aus als sonst. Sie tanzt eben mit dem Conte . . .»

Degener nahm das Blatt wieder vor. «Selbst wenn ich tanzen könnte, hätte ich nicht die Absicht, mit Conte Gialdini in Wettbewerb zu treten. Ich glaube, lieber Bolquist, wir bleiben beide lieber bei unseren Leisten.»

«Mit Ihnen ist aber auch gar nichts anzufangen! Ich weiß wirklich nicht, warum ich mich mit Ihnen abgebe.» Er machte wütend kehrt. Aber im Abgehen wandte er sich nochmals um. «Stürzen Sie nur um Himmels willen nicht ab! — Denken Sie, wenn schon an nichts anderes, an unseren lieben Freund Kalinin; der hätte doch die reinste Freude daran, wenn Ihnen etwas geschähe!» Und dann stapfte er endgültig auf seinen kurzen Beinen hinaus.

Degener suchte die Stelle, wo er unterbrochen hatte. Ja, hier war er stehengeblieben. Also weiter . . . Aber nach irgend einer Zeit kam ihm zu Bewußtsein, daß er zwar Worte und Sätze gelesen, aber von ihrem Inhalt und Sinn keine Ahnung hatte. Und woran hatte er eigentlich gedacht? An Bolquist? — Natürlich an Bolquist! Was für ein seltsames Durcheinander war in diesem Menschen, bei dem alles irgendwie zu kurz oder zu lang geraten war; welche Oberflächlichkeit und Ratlosigkeit, und doch dabei welche Treue und Unbedingtheit . . .! Wenn er nur nicht die Gewohnheit gehabt hätte, immer wieder von Phoebe Linström — jawohl, das war es! Es handelte sich sogar ausschließlich um Phoebe Linström. Und es war auch ganz sinnlos, sich selbst etwas vortäuschen zu wollen: nicht an Bolquist, sondern an sie hatte er gedacht; und nicht nur jetzt, die paar Zeilen lang, die paar Minuten: den ganzen Abend, den ganzen Tag lang dachte er doch nichts anderes, konnte nichts anderes denken . . .

Er warf die Zeitschrift weg und ging in den Saal hinüber.

Er traf sie nahe dem Ausgange. Der Conte stand hinter ihr und legte eben einen Shawl um ihre Schultern. Anscheinend hatte sie die Absicht, den Saal zu verlassen.

Sie gab Degener die Hand. «Wie Sie sehen, bin ich im Begriffe zu gehen. Ich bin heute nicht recht in Stimmung, oder auch zu müde — die Herren kennen sich nicht? — Conte Gialdini, Capitano der königlich italienischen Luftwaffe — Herr Degener, ein Mitarbeiter meines Vaters. — Hoffentlich war die Reihenfolge richtig. Ich glaube wenigstens, daß Sie der ältere sind, Herr Degener.»

Der Capitano lächelte mit vollendeter Gentilezza. «Ich lege auf keinen anderen Rang Wert, als auf jenen, den ich bei Ihnen einnehme, Fräulein Linström! Darf ich Sie bis zum Aufzug begleiten?» Von Degener hatte er außer einer knappen Verbeugung keine Notiz genommen.

Auf Phoebes Stirn stand plötzlich eine Wolke. Sie hörte wohl die verbindlichen Worte, aber sie fühlte auch den eisigen Hochmut, der ihnen entstrahlte. «Man darf über seinen neuen Freunden nicht seine alten vergessen!» meinte sie. «Und außerdem haben Sie ja fast den ganzen Abend über mit mir getanzt. Also — buona sera, conte Gialdini, a domani! — Kommen Sie, Degener.»

Sie gingen schweigend nebeneinander durch die Halle. Erst bei der Aufzugtür fragte sie. «Sie wollen also morgen wirklich Ihre Bergtour machen?»

«Wenn das Wetter nicht ganz aussichtslos ist — ja. Das Herumlungern hier im Hotel ist nicht erfreulich.»

«Ja. — Allerdings —.» Sie zögerte, als läge ihr noch etwas am Herzen, das auszusprechen sie sich scheute; aber dann gab sie ihm rasch die Hand. «Also, dann gute Nacht — und Bergheil!»

Der Junge riß die Aufzugtür zurück. —

Langsam ging Degener durch die Halle zurück. — Worauf hatte sie gewartet? Warum hatte sie es nicht ausgesprochen? — Worauf! Warum! — Er wußte es doch genau! — Und warum hatte er selbst den Mund nicht aufgemacht, he? — Weil dann eben vielleicht doch das gekommen wäre, was er zwar so sehr wünschte, aber noch mehr fürchtete.

Worauf, warum — wünschte, fürchtete — das Ganze war ein Tollhaus, und er selbst war der größte Narr darin. Bolquist hatte ganz recht! — Und das einzig Vernünftige, was es hier für ihn noch zu tun gab: abreisen, davonlaufen — gerade das konnte er nicht, durfte er nicht . . .

Lieselores Blütenantlitz lachte ihm entgegen. «Servus Horst! — Hu, was für ein Nußknackergesicht, man könnte sich fürchten! Gilt es mir, oder hat die schlechte Laune eine andere Ursache?»

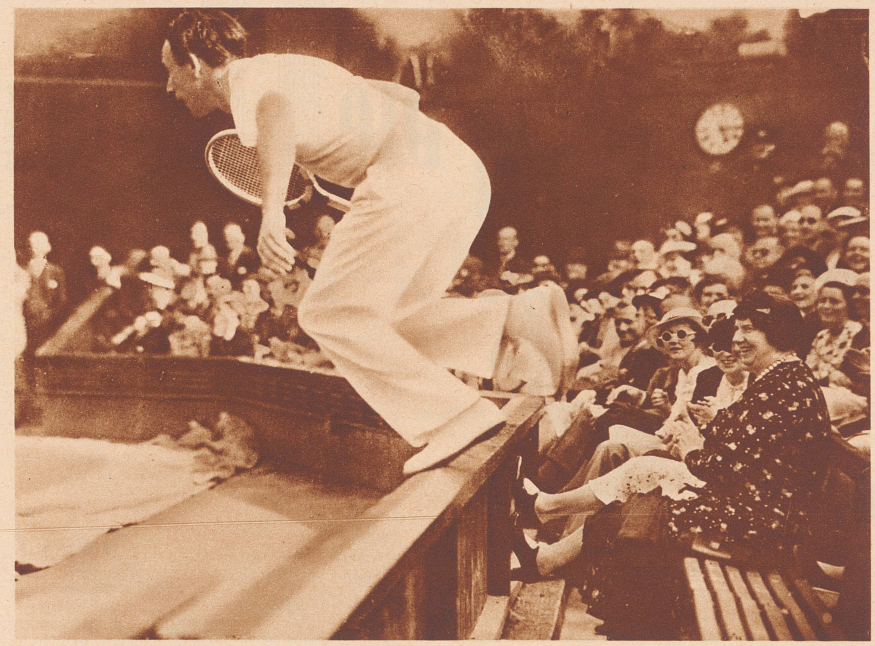
«Guten Abend, gnädige Frau. Ich muß leider gestehen, daß ich eben nicht an Sie gedacht habe.»

«— gnädige Frau —? . . . Ach so. Na, für den internen Verkehr können wir wohl beim alten Gebrauch bleiben!»

«Ich für meine Person ziehe die neue Lesart vor. Und ich halte sie auch in Ihrem Interesse für besser.»

«So — in meinem Interesse? Gut, wie du meinst, — pardon: wie Sie meinen, mein Herr. Halten wir also ‚in meinem Interesse' die neue Lesart fest. Immerhin dürfte sie ja auch Ihnen nicht ganz abträglich sein. — Jedenfalls weiß ich jetzt, warum du heute den Vorschlag

(Fortsetzung Seite 840)



Ueber die Rampe?

Dieser Tennisspieler kommt nicht, wie es den Anschein hat, von den Bänken, im Gegenteil, er kommt aus dem Spielfeld. Im Eifer des Wettkampfs! Es ist Borotra im Doppel Borotra-Brugnon gegen das chinesische Brüderpaar Kho Sin Kie.

Le «Basque bondissant». On le voit, Borotra justifie toujours son glorieux surnom. Le voici, à Wimbledon, sautant dans le public, pour rattraper une balle difficile, au cours du double qu'il disputait avec Brugnon, contre les frères Kho-Sin-Kie.

gemacht hast, daß wir uns gegenseitig aus dem Wege gehen sollen. — Ich finde sie übrigens nicht so übel, das kleine Fräulein Linström. Es könnte viel ärger sein. Ihr Scharm ist zwar etwas eckig, aber in Anbetracht der verschiedenen Millionen ist sie zweifellos ganz annehmbar. — Die Frage wäre mehr umgekehrt zu stellen, nämlich, ob du dir da nicht doch zu viel zugemutet hast, wie? Ein Fräulein Linström hat es schließlich doch nicht nötig, sich mit dritter oder vierter Garnitur abzugeben!» Sie ließ ihn stehen und ging weiter. Zwei Herren, die an der Portierbox standen, sahen ihr interessiert nach.

*

Frau Evelyn Linström verabschiedete sich auf dem Korridor von den Herren ihrer Begleitung; es ging ziemlich geräuschvoll dabei zu. Dann betrat sie ihr Zimmer und ließ den Luster aufflammen.

Aus einem Stuhl erhob sich eine Gestalt. «Ich bin es — nur ich!» sagte Linström. «Du brauchst nicht zu erschrecken. — Ich muß dich dringend bitten, mir noch eine halbe Stunde zu widmen. Es ist wichtig und dringend.»

Sie sah auf die Uhr. «Halb eins! Es scheint eine deiner Eigenheiten zu sein, für solche Besprechungen immer eine sehr vorgerückte Stunde zu wählen. Auch damals in Stockholm . . .»

«Ich weiß. Es tut mir sehr leid, aber tagsüber finde ich keine Möglichkeit, mit dir zu sprechen; du bist sehr selten hier, und wenn, so immer in Gesellschaft», sagte er sanft, aber irgend ein dunkler Unterton schwang deutlich mit.

«Ich bin Evelyn Linström und nicht die Frau eines Handelsgehilfen oder Postangestellten», sagte sie mit einer Schärfe, die ihre Unruhe mehr unterstrich als verbarg. «Was ist das für eine Angelegenheit?»

«Eine rein geschäftliche. Es handelt sich um unsere Scheidung.»

«Um unsere . . .» Sie setzte sich auf den Rand eines Fauteuils und holte eine Zigarette hervor. «Um unsere Scheidung?» wiederholte sie und rückte ihr Gesicht in den Schatten. «Und warum willst du dich scheiden lassen?»

«Sagen wir: aus unüberwindlicher Zuneigung. Wenn du mir gleichgültig wärest, könnte der jetzige Zustand ewig dauern. Aber die Gründe sind wirklich belanglos. Es genügt, daß ich will.»

«Du scheinst mich mit einer deiner Sekretärinnen oder — Freundinnen zu verwechseln, die du nach Belieben entlassen kannst.»

«Wenn es so wäre, hätte ich es schon längst getan. Leider bist du aber meine Frau — vielmehr, du bist es eben nicht — und deshalb bleibt nur diese Lösung. Ich habe mir diesen Schritt lange und gründlich überlegt, und deshalb hätte es auch gar keinen Sinn, lange herumzureden. Ich mache dir deshalb folgenden Vorschlag. Die Scheidung erfolgt aus meinem alleinigen Verschulden. Sie wird in kürzester Frist durchgeführt, und du verpflichtest dich, gegen das Verfahren keinerlei Einspruch zu erheben. Ich habe die beiderseitigen Vollmachten für die Anwälte vorbereitet. Es bedarf nur mehr deiner Unterschrift. Ich bin bereit, dir eine lebenslängliche Rente von fünfzigtausend Kronen auszusetzen; wenn du es vorziehst, kann der entsprechende Betrag auch in englischen Pfund oder Schweizerfranken zur Auszahlung kommen. — Ich glaube, diese Vorschläge sind, auch in materieller Hinsicht, überaus entgegenkommend und großzügig. Ich denke, du kannst sie ohne jede Ueberlegung annehmen. Ich würde es sehr bedauern, wenn du zu einem anderen Ergebnis kommen solltest, denn dann gäbe es für mich nur mehr einen Ausweg: den offenen Kampf.»

Sie saß regungslos und rauchte hastig. Linström wartete geduldig. Er konnte ihr Gesicht nicht erkennen, es lag im Dunkel. Was ging in ihr vor? Wehrte sie sich innerlich gegen diese plötzliche, brutale Forderung nach einer absoluten Trennung, nach völliger Auflösung ihrer Gemeinschaft, suchte sie etwa nach Worten oder Gründen, die sie ihm entgegensetzen konnte, oder — erwog sie nur die Ziffern seines Vorschlages . . .?

Endlich bewegte sie sich. «Ich will mich ebenso kurz fassen wie du», sagte sie mit einer Stimme, die benommen klang und etwas zitterte. «Ich bin mit allem einverstanden, bis auf einen Punkt: eine Rente kommt nicht in Frage. Ich weiß, was der Linström-Konzern bedeutet — wenigstens heute noch. Aber es muß nicht immer so bleiben. Und deshalb kann ich mich auch auf eine Rente nicht einlassen. Ich will vielmehr eine einmalige entsprechende Summe. Ich verlange zwanzigtausend Pfund. Ich darf wohl annehmen, daß du diesen Betrag in Anbetracht deines eigenen Angebotes nicht für unangemessen erachtest.»

Linström fuhr sich über die Stirn. Er hatte wirklich einen Augenblick lang noch geglaubt, daß sie . . . aber es war schon vorbei.

Er nickte. «Gut. Der Betrag wird innerhalb der nächsten zwei Wochen bei deinem Londoner Anwalt zur Verfügung gestellt werden. Er wird ausgezahlt, sobald das Scheidungsurteil in Stockholm rechtskräftig geworden ist. Bist du damit einverstanden?»

«Ja.»

«Ich habe vergessen, noch eine kleine, aber selbstverständliche Bedingung zu erwähnen: Du wirst das Hotel noch im Laufe des morgigen Tages — das heißt also heute — verlassen.»

Sie nickte. «Ich werde abreisen. Wahrscheinlich gehe ich zunächst nach Trouville oder Brighton, bis die Formalitäten erledigt sind. Dann werde ich wahrscheinlich — aber das interessiert dich wohl nicht mehr?»

«Jetzt allerdings nicht mehr!» Er reichte ihr seine Füllfeder und die Papiere. «Hier bitte. Mit vollem Namen . . . Danke. Du gestattest, daß ich mich bereits jetzt von dir verabschiede.» Er küßte ihr zeremoniell die Hand. Dann ging er, ohne sich umzusehen.

«Axel —!» rief sie mit halber Stimme; es war kein Gefühl, nur das Bewußtsein, daß ein solches jetzt vielleicht am Platze wäre.

Aber da war er schon aus dem Zimmer. —

*

Er ging langsam über den Korridor. Also erledigt. Restlos erledigt. Und genau so, wie er es gewünscht und — gefürchtet hatte. Er wußte jetzt selbst nicht mehr, ob das eine zutraf oder das andere; vielleicht war beides zugleich der Fall. Belanglos. Nun war es ja endlich in Ordnung. Nur — er wollte jetzt nicht mit sich allein sein. Er konnte nicht. Irgendwo in diesem großen Hotel würde sich doch noch jemand finden, mit dem er sprechen konnte, ganz gleichgültig worüber, über Wetter, Hunde oder Briefmarken! Vielleicht war die Bar noch offen? Ja, das war nicht unwahrscheinlich! Und wenn nicht, so konnte er auch mit einem Kellner schwatzen oder mit dem Nachtportier. — Nur allein sein konnte er nicht, jetzt nicht! — —

*

In der Bar waren noch einige Logen besetzt. In einer derselben saß Herr Sergei Kalinin mit seiner neuen, entzückenden Bekannten, Frau von Rentzin. Der Schein voller Zufriedenheit leuchtete auf seinen etwas gepolsterten Zügen. Er hatte auch vollen Grund zu dieser Zufriedenheit, denn wenn er sich nicht sehr täuschte — und Sergei Kalinin täuschte sich in derlei Dingen nicht — dann hatte er hier eben das eine Ende eines hübschen Fadens in die Hand bekommen, der sich wohl noch zu allerlei verwenden ließ. Diese kleine Frau von Rentzin war zweifellos ein guter Griff, das stand außer Zweifel. Noch sehr jung war das Mädel — denn das hatte er schon nach der ersten Flasche Champagner herausgehabt —, recht intelligent und ebenso unternehmungslustig als vorurteilsfrei; dazu machte sie eine ausgezeichnete Figur und spielte ihre Rolle recht geschickt. Wenn man mit sicherer Hand etwas nachhalf, so konnte sie ganz gut etwas besseres vorstellen, als eine reisende kleine Abenteurerin. Und schließlich und endlich brauchte sie bestimmt dringend Geld, und das war von allen ihren schätzenswerten Eigenschaften vielleicht die wertvollste. — Nun, es fand sich eine noch weitaus interessantere! Diese Entdeckung konnte Herr Kalinin als das Ergebnis der zweiten Flasche buchen: die bemerkenswerte junge Dame hier vor ihm war zu einem gewissen Herrn Degener in Beziehungen gestanden, über deren Art in Ansehung ihrer ganzen Persönlichkeit kein Zweifel aufkommen konnte. Sie machte ja selbst gar kein Hehl daraus. Und wer konnte mit Sicherheit behaupten, ob dieses Verhältnis nicht noch immer bestand?

Jedenfalls war das alles höchst interessant, und wenn er im Augenblicke auch noch kein klares Bild hatte, wie er von diesen verschiedenen Möglichkeiten Gebrauch machen konnte, — daß er sie ausnützen würde, das stand fest. — Morins hatte heute wieder lang und breit über das gespannte Verhältnis zwischen Linström und der schönen, mondänen Frau Evelyn gesprochen und behauptet, daß da eine Krise im Anzuge sei; vielleicht hatte er recht, und vielleicht ließ sich hier ein Hebel ansetzen. Aber es waren auch noch andere Möglichkeiten denkbar. Man mußte eben die Augen offenhalten und dann im richtigen Augenblicke das Richtige tun . . .

Und während er diese Gedankenkette spann, plauderte er unentwegt weiter: «. . . Ausgezeichnet! Ich denke, da wären wir ja über alles völlig einig. Es ist wirklich ein Glücksfall, daß wir uns hier wieder getroffen haben. Ich hatte, als ich Sie damals in Monte zum erstenmal sah, sofort das ganz bestimmte Gefühl, daß diese Begegnung nur ein vielversprechender Anfang sei. Ich wiederhole also nochmals meine ergebene Bitte, in jeder Hinsicht voll über mich zu verfügen. Sie machen mich damit sehr glücklich, und ich bin reich belohnt, wenn Sie die Fingerzeige, die ich Ihnen vorhin gab, befolgen. Sie werden auch selbst dabei ausgezeichnet fahren. Vergessen Sie nicht, daß hier für Sie eine ganz große, eine einmalige Chance liegt und daß . . .» Er unterbrach sich, fuhr leise und hastig fort: «Da kommt er! Fast wäre ich versucht zu sagen: wie der Wolf im Märchen. — So spät ist er noch nie aufgeschienen. — Entschuldigen Sie mich für eine Minute!»

Er stand auf und ging Linström entgegen, aber da kam die etwas vorgebeugte, hagere Gestalt des Großindustriellen schon auf ihn zu.

«Oh — Sie sind noch auf!» sagte er. «Das trifft sich sehr gut. Ich suche nämlich jemanden, mit dem ich noch ein wenig plaudern kann. Ich fühle mich hier ja sehr wohl, aber manchmal gibt es doch noch Rückfälle in meine alte Schlaflosigkeit. Ich weiß nicht, ob es Ihnen auch so geht, aber ich fühle das immer schon voraus, und dann ist es am besten, sich gar nicht hinzulegen, sondern zu warten, bis man spürt, daß der launische Gott Hypnos ein freundliches Gesicht macht.»

Kalinin nickte. «Sehr richtig. Ich kenne das leider auch aus eigener Erfahrung. Es ist tatsächlich das beste,

was man tun kann.» Und dabei überlegte er blitzschnell: «Soll ich jetzt gleich? — Selbstverständlich soll ich! Eine solche Gelegenheit kommt doch nicht so leicht wieder. Und ich werde doch nicht warten, bis er seine Freundin aus Stockholm kommen läßt. Dann wäre es zu spät! . . .» Er lud Linström mit einer Handbewegung an den Tisch. «Es trifft sich zufällig, daß sich unser Beisammensein durch eine entzückende Gesellschafterin bereichern kann. Darf ich vorstellen? Herr Axel Linström — Frau von Rentzin. Ich hatte das Vergnügen, die gnädige Frau kürzlich an der Riviera kennenzulernen und freue mich, daß ich den hübschen Zufall, ihr hier wieder begegnet zu sein, mit Ihnen teilen kann.»

Linström warf ihr einen langen, forschenden Blick zu, bei dem es ungewiß bleiben konnte, ob er sie überhaupt gesehen hatte.

Aber dann sagte er: «Ich freue mich» und nahm neben ihr Platz.

Kalinin sprach heimliche Beschwörungsformeln: wenn das Mädel jetzt nur keine Dummheit machte!

Aber die Sorge war überflüssig. Denn Lieselore Hanemann hatte neben allen ihren sonstigen schätzenswerten Eigenschaften auch die Gabe des Instinktes. Und dieser untrügliche Instinkt sagte ihr genau, wie sie jetzt zu sein hatte. Und sie war, ohne es zu wissen, fast genau so wie eine gewisse Miss Maud, die augenblicklich in einer kleinen Stockholmer Villa, in Haga draußen, fest und ahnungslos schlief. Sie war einfach und natürlich, war heiter und nachgiebig, plauderte amüsant und unaufdringlich; sie war nicht große Dame in dem, was sie sagte und tat, aber sie war es um so mehr in allem, was sie unterließ und verschwieg. Und vor allem — sie war jung und hübsch — hübscher und jünger als Maud.

Als sie endlich als die letzten Gäste aufstanden, war es fast drei. Linström legte ihr die Rosen aus dem Eiskübel in den Arm und beugte sich dann mit seiner etwas altmodischen und anspruchsvollen Galanterie über ihre Hand.

Hinter seinem Rücken aber zwinkerte Kalinin ihr verstohlen zu. — —

*

Den ganzen Morgen über steckte alles in dickem Nebel. Aber gegen Mittag kam plötzlich Bewegung in das wogende Chaos, und einige Minuten später brach die Sonne durch; eine Viertelstunde hernach stand sie grell und stechend als Siegerin an einem schwarzblauen Himmel; nur in den Wänden ringsum hingen noch ein paar mißfarbige Schleier.

Drinnen schrillte das Zimmertelephon. Degener trat vom Fenster zurück, nahm den Apparat. «Ja, hier ist Degener. Grüß Gott! . . . Wie? Ob ich heute noch auf die Hütte gehe? Ich halte es für besser, doch noch zu warten; ich traue dem Wetter nicht. Es wird wohl Gewitter geben.»

«So, glauben Sie? . . .» Er fühlte deutlich die Enttäuschung in Phoebes Stimme. — Wie denn? Wollte sie denn wirklich . . . Aber da war ihre Stimme wieder: «Hören Sie, Herr Degener! Ich will lieber mit der Wahrheit herausrücken. Meine Stiefmutter verläßt uns — ich meine nicht das Hotel, sie verläßt uns überhaupt. Dad und sie sind so übereingekommen. — Sie wissen, was ich darüber denke. Aber nun, wo es wirklich ganz plötzlich so weit ist — kurzum, ich möchte lieber nicht anwesend sein, wenn sie heute abend abreist. Und deshalb wollte ich Sie bitten, mich mitzunehmen. Aber wenn Sie nicht . . .»

Er unterbrach sie hastig. «Wir gehen. Das ist die selbstverständlichste Sache der Welt. Und für mich auch die erfreulichste. Wann wollen Sie aufbrechen?»

«Ich kann in einer halben Stunde fertig sein. Ist es so recht?»

«Und wie! Vergessen Sie nur die Kletterschuhe nicht und Regenzeug! — Wo treffen wir uns? . . . Jawohl, verstanden. Also auf Wiedersehen in einer halben Stunde!»

*

Wie eine schwere, heiße Masse liegt das Licht auf den breiten Geröllhalden, über die der Steig hinaufleitet; über dem rötlichgrauen, von Alpenrosen überflammten Blockgewirr zittert die erhitzte, regungslose Luft.

Vor ihnen türmen sich, schimmernd und gleißend, die grell beschienenen Zacken und Grate der ungeheuren Felsenburg, der sie zustreben; hinter ihnen, weit über den Spielzeugschachteln der Hotels unten am Paß, recken sich aus bleichen Schuttströmen — der Gegensatz ist fast bedrückend! — die dunklen Pfeiler düsterer, tief beschatteter Wände; abwärts aber, dem Tale zu, verflimmert alles in graublauem Glast und Dunst. — Der schwere Harzduft der Latschen und Alpenrosen steht wie ein dicker Brodem über dem heißen Stein. Berghummeln summen. Ab und zu klirrt eine Stockspitze gegen den Stein.

Nun stiegen sie schon über zwei Stunden. Zuerst hatte sie lebhaft geplaudert, über das und über dies, als gälte es, irgendeinen leeren Raum auszufüllen, zu überbrücken. Dann aber, in der Mühsal des heißen Weges, war sie immer stiller geworden. Plötzlich wandte sie sich nach ihm um. «Uff — wie heiß! Es wäre doch klüger gewesen, Ihnen zu folgen und erst morgen früh zu gehen. Und dabei schleppen Sie sich noch mit meinen Sachen! Aber jetzt wird der Rucksack gewechselt!»

Er schüttelte lachend den Kopf. «Jetzt wird zunächst ein wenig gerastet. Kommen Sie, hier ist ein hübscher, schattiger Fleck.»

Sie ließ sich mit einem kleinen Seufzer hinter dem mächtigen Block nieder. «In meinem ganzen Leben war ich noch nicht so durstig!»

«Weiß ich. Aber zuerst . . .» Er holte seine Windjacke hervor, legte sie sorgsam um ihre Schultern. Dann griff er nochmals in den Rucksack und brachte eine Thermosflasche zum Vorschein. «Heißer Tee!» erklärte er. «Das ist in diesem Falle das beste.»

Etwas widerstrebend versuchte sie den ersten Becher, aber dann nahm sie gern noch einen zweiten, dritten.

«Großartig! Sie haben recht. Danke herzlichst!» Sie lehnte sich zurück, kreuzte die Hände hinter dem Nacken. «Sie machen es mir wirklich sehr leicht! Und — Sie sind auch sonst sehr nett. Mit keinem Wort haben sie noch von — von dieser Sache gesprochen. — Sehen Sie nur die Mücken! Kein gutes Zeichen, nicht wahr? Sie werden wohl auch mit Ihrem Gewitter recht behalten. Was könnte also so eine arme Mücke auch besseres tun, als das bißchen Leben auszunützen, solange die Sonne noch scheint und nicht alles mit Sturm und Regen zu Ende ist. Vielleicht bedeutet für die eine einzige Sonnenminute mehr als für uns ein ganzes Jahr.»

Inmitten all dieser flirrenden, ungeheuren Helligkeit steht plötzlich ein Schatten auf Degeners Stirn. «Es steckt vielleicht mehr hinter dem, was Sie eben von Mücken und Sonnenminuten sagten, als man im ersten Augenblick meinen möchte; es wäre vielleicht nicht schwer, daraus eine ganze Philosophie der Leichtigkeit und Beschwingtheit, der Sonne und des Augenblicks zu entwickeln; ja man könnte sie sich vielleicht sogar zu eigen machen und man könnte vielleicht damit sogar sehr glücklich werden — wenn man eben könnte!»

«Und warum kann man nicht?» fragte sie und starrte in den Himmel, als wolle sie die Federwolken zählen, deren hauchdünnes Gespinst sich über ihnen auszubreiten begann. — Mit jäher Deutlichkeit fiel das Zirpen der Berggrillen in die kleine Stille; von weit unten, wo sich das schmale, weiße Band der Straße durch die Wälder schlängelte, kam ab und zu ein verlorener Hupenton.

Er beugte sich geflissentlich über den Rucksack, begann eifrig darin herumzukramen. «Warum? — Das kommt von einem gewissen Herrn Kant aus Königsberg», meinte er. «Der hat nämlich eine Sache entdeckt, die es zwar schon längst vor ihm gab: den sogenannten kategorischen Imperativ!» Und damit brachte er endlich die gesuchte Proviantdose zum Vorschein. «Wollen Sie nicht etwas Obst?»

Sie lächelte ihm zu. «Ein Apfel paßt besser für den Augenblick als — sehen Sie nur die Schwalben! Jetzt

geht es über unsere armen Mücken her! — als Ihr kategorischer Imperativ, wollte ich sagen. Aber er scheint auch für Mücken zu gelten. — Also bitte, einen Apfel!»

Er ging ein paar Schritte seitwärts, um einen Alpenrosenzweig für sie zu brechen. Als er zurückkam, schlief sie; die angebissene Frucht hielt sie noch in der Hand.

Soll er sie wecken? — Nein, undenkbar! Er sieht doch, wie müde sie ist. — Und zudem: da ist sie vor ihm, halb hingestreckt auf das grobe Bett der schrägen Steinplatte, die straffe Gestalt im Schlafe ein wenig gelöst, da ist sie so nahe vor ihm, wie nie zuvor, ist so nahe, daß er jeden ihrer leisen Atemzüge hören, jede Linie ihres Antlitzes lesen kann. — Unbewußt, und doch übermächtig stark fühlt er die Gewalt des Bannes, der sich auf ihn herabsenkt, ihn umstrickt. — Träumt er? — Nein, er ist vielmehr endlich wach geworden! Er fällt aus eisig leerer Höhe, in der er bisher auf irgendeine unfaßliche Weise gelebt, in einen seeligen Abgrund. Und die ganze ungeheure Welt fließt in die leichte, schmale Gestalt zusammen, die hier — so nahe! — vor ihm ist.

So nahe, daß er sich mit gekrampften Fäusten dagegen wehren muß, sie in die Arme zu reißen . . .

So nahe! — obwohl er doch weiß, daß sie eine unerreichbare Ewigkeit von ihm entfernt ist . . .

Und so sitzt er, die Arme auf die Knie gestemmt, starrt in ihr Gesicht, grübelt und kämpft. Und wartet.

Irgendeinmal schreckt er auf. — Wie dickflüssiger Asphalt ist die Luft da draußen. Und wie sieht der Himmel aus! Wo ist die Sonne hingekommen? Nur dünnes, kreidiges Licht rieselt herab. Und dort drüben, im Westen, rückt eine schieferschwarze Gewitterwand an, fahle Wolkenbänder vor sich herstoßend. Die Grillen schreien noch lauter als zuvor. Sonst kein Laut.

Doch! — Er fährt herum. Da steht Phoebe, streckt die Arme. «Ich glaube, ich habe geschlafen!» lacht sie, und dann folgt sie seinem Blick. «Da haben wir ja die Bescherung, Sie unverbesserlicher Rechthaber! — Was nun?»

«Bis zur Hütte sind noch fast zwei Stunden. Das Vernünftigste wäre: zurück. Zum Hotel kommen wir bestimmt noch trocken hinab.»

«Hotel — trocken — wo bleibt Ihr kategorischer Imperativ? Vielleicht ist es vernünftiger, einmal etwas Unvernünftiges zu tun. Ich bin dafür, weiterzugehen!»

Degener bückt sich nach dem Rucksack. Dann gehen wir auch. Also los!»

Diesmal ist er vorne. Langsam, ganz allmählich verstärkt er das Tempo. Aber das anreitende Gewitter ist noch schneller. Immer dunkler wird es um sie, immer stärker wird das unablässige Grollen. Als sie die letzte Biegung des Steiges knapp unter den Wänden emporhasten, pfeift der erste kalte Windstoß um ihre Köpfe. Und eben, als sie in die Scharte des Felsenpasses einbiegen, kracht der erste betäubende Schlag nieder, bricht sich im endlosen Widerhall nachdonnernd in dem Felsengewirr.

Degener verhält, greift nach ihrem Arm. Ihre hellen Augen sind dicht vor den seinen. «Herrlich!» sagt sie. «Geben Sie mir nur meinen Mantel heraus!»

Er hat ihn schon in den Händen, hilft ihr hinein. Und dann starren sie gebannt der apokalyptischen Offenbarung entgegen, die sich da feuerspeiend, brüllend und rasend wie ein gereiztes Urwelttier heranwälzt. — Da ist der Sturm! Mit der Wucht eines reißenden Bergstroms preßt er sich heulend durch die Scharte.

Er deutet — sprechen ist in diesem Aufruhr zwecklos — auf eine Felsnische schräg über ihnen. Stolpernd und taumelnd unter der Wucht der rasenden Windstöße streben sie ihrem Schlupfwinkel zu; schon pfeifen die ersten schweren Tropfen gleich Geschossen um ihre Schläfen. Nebelknäuel wirbeln von allen Seiten, jagen gespenstig vorbei. Steine kollern. Schlagartig fällt die Finsternis herein.

Sie haben kaum die kleine, schmale Höhle erreicht, als die Sintflut losbricht. Waagrecht fegen die Wassermassen an ihnen vorbei. Dicht nebeneinander erleben sie das ungeheure Schauspiel. Unter der grellen Lohe der unablässig flammenden Blitze verschmelzen Donner und Sturm im Widerhall der Wände zu einem einzigen, anhaltenden Brüllen. Keines spricht ein Wort. Mit aufgerissenen Augen starrt Phoebe in das Toben, ist so von ihm gebannt, daß sie es nicht fühlt, wie sein Arm sich um ihre Schultern legt. Denn das muß so sein, sonst böte der enge Spalt nicht Platz genug für sie beide. Und so ist er ihr noch näher als vorhin — ist ihr so nahe, daß er das Pulsen ihres Blutes und ihre Wärme fühlt, die auf ihn überströmt. Nichts trennt sie mehr als ein paar Millimeter Stoff — und die Unendlichkeit seines «muß»!

«Muß — muß — muß —», bekräftigen die Tropfen, die über den Felsrand herabrieseln und einförmig auf seine Schuhe klatschen . . .

Aber schon hat der Regen nachgelassen. Das Tosen verzieht sich weiter.

«Vorbei!» sagt er, schreckt über die eigene Stimme auf und sagt nochmals, als müsse er einem Mißverständnis vorbeugen. «Das Gewitter ist vobei. Ich denke, wir können gehen . . .»

(Fortsetzung folgt)

Zweckmäßige Sommerernährung

Von Dr. med. Josef Löbel

Spielt bei unserer Ernährung die Saison überhaupt eine Rolle? Sollen wir im Sommer anders essen und trinken als im Winter?

Zweifellos! Wenn der Vergleich des Körpers mit einem Ofen, der anstatt durch Kohlen durch Speisen geheizt wird, auch uralt ist, so ist er trotzdem nicht weniger treffend. Und schon deshalb ist es klar, daß wir den Ofen in der warmen Jahreszeit anders heizen müssen als in der kalten: kommt es doch im Sommer nicht darauf an, Hitze zu erzeugen, sondern sie loszuwerden!

Das beste Mittel dazu ist das Wasser. Allerdings nicht so sehr das, welches wir trinken, als das, welches wir abgeben, und sogar eine Tasse heißen Tees nimmt dem Körper ungefähr fünfzigmal soviel Wärme ab, als sie ihm zuführt. Durch den Schweiß — und bei Ueberhitzung durch den Dampf — haben wir ein Ventil, das unserem Organismus die überschüssige Wärme entzieht. Transpiration aber, ebenso wie Verdunstung, erfordert unbedingt erneute Zufuhr von Flüssigkeit. Das einfache Wasser ist dazu auf die Dauer nicht geeignet, man wird seiner bald überdrüssig; weil der Mensch ja immer darnach strebt, die ihm notwendigen Bedürfnisse in Genüsse umzuwandeln, trachtet er auch in die Langeweile und Monotonie der Getränke, ohne die er nun einmal nicht verdunsten kann, Abwechslung zu bringen.

In Amerika, wo die Sommer besonders heiß und trokken sind und die Menschen besonders erfindungsreich, hat die Kunst, das Wasser zu veredeln, es zu «mixen», eine außergewöhnliche Blüte erreicht. Die amerikanische «Soda-Fontäne» hat die dortigen Apotheken völlig verwandelt, sie aus einem Zufluchtsort der Kranken zu einer Vergnügungsstätte der Gesunden gemacht. Wände und Spiegel dieser Lokale sind in den Vereinigten Staaten bedeckt mit Ankündigungen der Namen neuer Getränke oder wenigstens mit neuen Namen alter Getränke, und dies in verwirrender Fülle. Bei der unglaublich großen Mannigfaltigkeit im Aussehen und im Geschmack können wir einen Ueberblick über die amerikanischen «Summer-Drinks» nur gewinnen, wenn wir sie nach Zusammensetzung und nach ihren Zwecken einteilen. So erst merken wir, daß ihnen allen Bestandteile zugesetzt werden, die sie entweder süß machen sollen oder sauer, teils beruhigend und teils anregend.

Von den vielen Bräuchen, die über den Ozean hinweg zu uns zu dringen im Begriffe sind, ist die Einbürgerung dieser Drinks nicht der schlechteste. Wenn man die Temperatur der Außenluft und vor allem den Zustand des eigenen Magens gebührend berücksichtigt, so stellen diese Getränke in der Tat ein recht brauchbares Mittel vor, um die Wärmeabgabe des Körpers, und damit unseren Stoffwechsel, zu regulieren.

Direkt nachahmenswert aber ist eine andere Sitte, die in Amerika herrscht: im Sommer zur Rohkost zurückzukehren. Man ist in der letzten Zeit auch bei uns zur Einsicht gekommen, daß wir unsere Speisen ein wenig gar zu gründlich kochen; namentlich Professor Friedberger, der Leiter des Forschungsinstitutes für Hygiene in Berlin-Dahlem, hat darauf hingewiesen. Die Gastronomie hat ihre Verdienste, aber im Grunde scheint sie nur erfunden zu sein, um den Genuß des Essens zu verlängern und zu vertiefen; viel schneller sättigt die Rohkost. Auch ist der Anschlagwert der Nahrung größer, wenn diese roh und nicht gekocht ist. Man kann dies beweiskräftig am Tierversuch beobachten. Füttert man Ratten im Käfig ausschließlich mit rohen, andere ausschließlich mit gekochten Eiern, so kann man erkennen, daß jene Tiere gut gedeihen, während den mit gekochten Eiern gefütterten Ratten, obgleich sie das Doppelte und Dreifache brauchen, die Nahrung nicht so anschlägt: sie bleiben mager und dünn, ihre Behaarung ist spärlich und sie leben auch nicht lange.

Der Sommer ist aber für die Rohkost auch in einem anderen Sinne die schönste Jahreszeit, in der nicht nur die Blumen wachsen, sondern auch — die Gemüse. Der Volksinstinkt weist in seinem dunklen Drange auch nach dieser Richtung den Weg. Wenn man von jemandem sagen will, daß er über ungewöhnliche Kraft und Ausdauer verfüge, so nennt man ihn einen Mann «aus Eisen». Die Wissenschaft hat diese Redensart durch ihre Erkenntnisse bestätigt. Obgleich auch der kräftigste und mit der größten Ausdauer gesegnete Mensch in seinem Körper kaum soviel Eisen beherbergt, daß man daraus einen kleinen Nagel machen könnte, so ist die winzige Menge doch für unser Leben unentbehrlich. Denn aus Eisen ist auch der Schlüssel gemacht, der das Tor öffnet, durch welches der Sauerstoff in unseren Organismus eindringt! Ohne Sauerstoff aber könnte es kein Mensch auch nur zwei Minuten lang aushalten; ist er doch die Grundlage des Karneoglobins, des Stoffes, der die roten Blutkörperchen bildet.

Leider kann man das Eisen nicht essen, sogar wenn man mitunter so hungrig ist, daß man «Nägel essen möchte». Das Problem besteht also darin: wie kann man Eisen in eine Form, in eine Verbindung bringen, die sich verdauen läßt? Dies Problem hat die Natur gelöst. Sie hat die Pflanzen, das Gemüse und das Obst mit einer genügenden Menge dieses uns unumgänglich nötigen Metalls versehen, und zwar, was das wichtigste ist, in einer Form, in der der Organismus es aufzunehmen vermag. Aerzte und Chemiker sind sich darin einig, daß der einzig gangbare Weg, um seinen Körper «eisern» zu machen, derjenige ist, das Element aus der Pflanzenwelt zu beziehen. Nur scheinbar widerspricht der nichts als Fleisch und Tran essende Eskimo dieser Regel. Denn in Wahrheit holt auch er sich seinen Bedarf an Eisen aus dem Reservoir des Pflanzenreiches, nur schlägt er einen Umweg ein: er braucht dazu als Vermittler Seehund und Walroß.

Und das Eisen, das wir unter den verschiedensten schönen Namen, aber immer für das gleiche schöne Geld aus der Apotheke kaufen, — ist es wirkungslos? Nein! Aber es wirkt auch nur auf Umwegen. Es verbindet sich in unserem Darmtrakt mit dem stets vorhandenen Schwefel. Diese Verbindung ist unverdaulich; aber trotzdem ermöglicht sie indirekt die Aufnahme des Eisens. Der durch das medikamentöse Eisen gebundene Schwefel wird gewissermaßen unschädlich gemacht, wird aus dem Wege geräumt, und nun kann das Eisen, das wir mit dem Grünzeug einführen, erst ungehindert seine Wirkung entfalten.

Um den roten Blutkörperchen das Eisen zu verschaffen, das sie brauchen, damit sie den lebensspendenden Sauerstoff an die Gewebe und Organe heranzubringen imstande sind, brauchen wir die Pflanzen, die, solange sie frisch sind, diejenigen Stoffe enthalten, von denen heute jeder spricht, wenn auch noch nicht jeder weiß, was sie sind: die Vitamine. Sie sind auch in den Pflanzen nur in so winziger Menge vorhanden, daß sie sich, trotz zwanzigjährigen eifrigen Suchens, bisher jedem chemischen Nachweis entzogen. Und doch fehlen sie unserem Organismus, wenn sie ihm nicht zugeführt werden, bis zu einem solchen Grade, daß er von diesem Mangel krank wird. Wenn wir dem Körper nur Speisen zuführen, die entweder niemals Vitamine enthielten oder die sie durch Aufbewahren, Trocknen oder Kochen verloren haben, so treten Gesundheitsstörungen auf. Verleitet den Menschen seine Genußsucht, durch komplizierte Zubereitungsmethoden diese unentbehrlichen Substanzen zu zerstören, so resultieren für ihn «Mangelkrankheiten». Man entdeckte das, als man darauf kam, daß zu intensiv gekochte Milch bei Kleinkindern die sogenannte Barlowsche Krankheit erzeugte, daß Matrosen, die zu lange ausschließlich mit gedörrtem Fleisch ernährt wurden, Skorbut bekamen.

Heute vermutet man nicht mehr bloß, daß es solche akzessorische Nährstoffe geben müsse, sondern man kennt seit der Entdeckung, die dem Chemiker der Universität in Göttingen, Professor Windaus, gelungen ist, wenigstens eines dieser Vitamine chemisch genau. Es ist das antirachitische Vitamin, dessen Abwesenheit die englische Krankheit hervorruft. Kann man diese lebenswichtigen Vitamine in bequemster und dabei wohlschmeckender Form aus den frischen Pflanzen beziehen, allen voran aus Tomaten, Salaten, Apfelsinen — aber auch aus vielen anderen Obst- und Gemüsesorten —, so ist es einleuchtend, daß die Hochsaison für die Einfuhr dieser Substanzen und auch von frischen Eiern, Butter, Milch in unseren Körper die warme Saison sein muß, der Sommer.

Der amerikanischen Praxis, im Sommer wenig Fleisch, dagegen um so mehr Obst, Salat und Grünzeug zu genießen, liegt also eine medizinisch gut fundierte Theorie zugrunde. Wir werden mithin gut daran tun, aus den Vereinigten Staaten nicht nur die Bar-Drinks, sondern auch die Summer-Drinks, nicht nur Charleston, sondern auch die sommerliche Ernährungsweise herüberzuholen.